

Der ideale Psychotherapeut

EINE MEDITATION ÜBER DAS VERHÄLTNIS VON PSYCHOTHERAPIE UND SEELSORGE

In einer seiner schönsten Dichtungen, im Glasperlenspiel, erzählte H. Hesse einmal von dem Einsiedler Josephus, in dem nicht, wie bei anderen, die Gaben des Heilens durch Handauflegung, der Prophetie, des Teufelsbannens, des Richtens und Strafens wirksam waren, sondern in dem eine andere Befähigung schlummerte, die erst langsam, mit den Jahren, als sein Haar fahl zu werden begann, zu ihrer Blüte kam.

»Es war die Gabe des Zuhörens. Wenn ein Bruder aus einer der Siedlungen oder ein vom Gewissen beunruhigtes und getriebenes Weltkind sich bei Josef einfand und ihm von seinen Taten, Leiden, Anfechtungen und Verfehlungen berichtete, sein Leben erzählte, seinen Kampf um das Gute und sein Erliegen im Kampf, oder einen Verlust und Schmerz, eine Trauer, so verstand Josef ihn anzuhören, ihm sein Ohr und Herz zu öffnen und hinzugeben, sein Leid und seine Sorge in sich aufzunehmen und zu bergen und ihn entleert und beruhigt zu entlassen. Langsam, in langen Jahren, hatte dieses Amt sich seiner bemächtigt und ihn zum Werkzeug gemacht, zu einem Ohr, dem man Vertrauen schenkte.

Eine gewisse Geduld, eine gewisse einsaugende Passivität und eine große Verschwiegenheit waren seine Tugenden. Immer häufiger kamen Leute zu ihm, um sich auszusprechen, um sich angestauter Begierden zu entledigen, und manche von ihnen brachten, auch wenn sie einen weiten Weg bis zu seiner Rohrhütte hatten zurücklegen müssen, nach der Ankunft und Begrüßung doch nicht die Freiheit und Tapferkeit zum Bekennen auf, sondern wanden und schämten sich, taten mit ihren Sünden kostbar, seufzten und schwiegen lang, stundenlang, und er verhielt sich gegen einen jeden gleich, ob er nun gern oder widerwillig, ob er geläufig oder stockend redete, ob er seine Geheimnisse wütend von sich warf oder sich mit ihnen wichtig machte.

Es war ihm einer wie der andere, er mochte Gott anklagen oder sich selbst, er mochte seine Sünden und Leiden vergrößern und verkleinern, er mochte einen Totschlag oder nur eine Unkeuschheit beichten, eine untreue Geliebte oder ein verspieltes Seelenheil beklagen. Es schreckte ihn nicht, wenn einer von vertrautem Umgang mit Dämonen erzählte und mit dem Teufel auf du zu stehen schien, noch verdross es ihn, wenn einer lang und vielerlei erzählte und dabei sichtlich die Hauptsache verschwieg, noch machte es ihn ungeduldig, wenn einer sich wahnhafter Sünden bezichtigte.

Es schien alles, was ihm an Klagen, Geständnissen, Anklagen und Gewissensängsten zugetragen wurde, in sein Gehör einzugehen wie Wasser in Wüstensand, er schien kein Urteil darüber zu haben und weder Mitleid noch Verachtung für den Beichtenden zu fühlen, und dennoch, oder vielleicht eben darum, schien das, was ihm gebeichtet wurde, nicht ins Leere gesagt, sondern im Sagen und Gehörtwerden verwandelt, erleichtert und gelöst zu werden.

Selten nur sprach er eine Mahnung oder Warnung aus, noch seltener gab er einen Rat oder gar Befehl; es schien dies nicht seines Amtes zu sein, und die Sprechenden schienen es auch zu fühlen, dass dies nicht seines Amtes sei. Sein Amt war, Vertrauen zu erwecken und zu empfangen, geduldig und liebevoll zuzuhören, dadurch der noch nicht fertig gestalteten Beichte vollends zur Gestalt zu verhelfen, das in den Seelen Gestaute oder Verkrustete zum Fluss und Abströmen einzuladen, es aufzunehmen und in Schweigen einzuhüllen.

Nur dass er am Ende einer jeden Beichte, der schrecklichen wie der harmlosen, der zerknirschten wie der eitlen, den Beichtenden neben sich knien ließ und das Vaterunser betete und ihn, ehe er ihn entließ, auf die Stirn küsste. Bußen und Strafen zu verhängen, war nicht seines Amtes, auch zum Aussprechen einer eigentlichen priesterlichen Absolution fühlte er sich nicht ermächtigt, es war weder das Richten noch das Vergeben der Schuld seine Sache. Indem er zuhörte und verstand, schien er Mitschuld auf sich zu nehmen, schien tragen zu helfen. Indem er schwieg, schien er das Gehörte versenkt und der Vergangenheit übergeben zu haben. Indem er mit dem Beichtkind nach der Beichte betete, schien er es als Bruder und seinesgleichen aufzunehmen und anzuerkennen. Indem er ihn küsste, schien er ihn auf eine mehr brüderliche als priesterliche, auf eine mehr zärtliche als feierliche Art zu segnen. «

Man braucht Hermann Hesses Darstellung des Einsiedlers Josephus Famulus nur zu hören, um den Eindruck zu bekommen, dass hier ein Idealbild gezeichnet wird von ja, wovon: von einem psychotherapeutischen oder seelsorglichen Verhalten, was soll man sagen?

Wofür soll man sich entscheiden: Josephus Famulus als Seelsorger oder als Therapeut? Oder ist er beides in einem? Will Hermann Hesse vielleicht gerade das sagen: man könne nicht trennen zwischen Heil und Heilung? Es sei ein und dasselbe, einen Menschen zu sich selbst zu führen und zu Gott zu führen? Es sei die gleiche Einstellung, die Menschen heilt und heilig macht? Auf jeden Fall ist das die Frage: was für eine Einstellung denn dieser phantastische Josephus Famulus besitzt.

Kein Zweifel: er selbst versteht sich als Seelsorger. Etwas anderes möchte er nicht sein.

Aber wie sieht seine Seelsorge aus? Zunächst: er verhält sich in seiner Ruhe und aktiven Passivität zu den Ratsuchenden und Belasteten nicht um eines Tricks und einer Methode willen, sondern einzig und allein deshalb, weil es ihm so entspricht und weil dies so seine Art ist, weil er deutlich spürt, dass er gerade zu diesem Verhalten berufen ist und dass, je mehr an Unwesentlichem von ihm abfällt, gerade diese besondere Eigenart sich am profiliertesten herauskristallisiert.

Das ist das eine: Josephus »macht« nichts, er tut nichts Künstliches, er ist nur, wie er ist; er ist mit sich selber ganz und gar kongruent, und der Grund dafür ist, dass er so ähnlich denken kann, wie Paulus in 1 Kor 12: dass Gott einem jeden seine besondere Fähigkeit und Anlage gegeben hat und dass es nur darauf

ankommt, diese zu entfalten, dass er also nicht mehr zu tun braucht und zu sein braucht, als was zu ihm gehört und in ihm angelegt ist. Es mag ja sein, dass manchen Menschen nur durch Prophetie oder Handauflegung zu helfen ist — er, Josephus Famulus, aber besitzt diese Gaben nicht; er kann und darf also auch nicht so tun, wie wenn er sie besäße.

Er weiß, dass sein Verhalten, wie jedes menschliche Tun, nur tauglich ist, etwas Bestimmtes zu erreichen, und nicht zu allem passend sein kann; aber dieses Wissen beruhigt ihn eher, als dass es ihn stört; er braucht nicht alles zu sein, zu tun und zu können, er braucht sich nicht ständig zu überfordern, weil, so kann er glauben, Gott seine Gaben unterschiedlich verteilt hat und nicht von einem Einigen alles verlangt, weil Gott, so denkt Josephus, die Vielfalt liebt und die gegenseitige Ergänzung möchte. Wenn es in ihm liegen würde, mit dem Bösen zu kämpfen und zu rechten, so würde es an ihm liegen, gerade dies zu tun; aber es ist nicht seine Gabe und seine Bestimmung, so zu verfahren, und so versucht er, nur durch Hören und Verstehen, wie es ihm gemäß ist, sein Ziel zu erreichen.

Das heißt, es ist eben die Frage, ob der Einsiedler Josephus überhaupt etwas erreichen will. Besteht nicht das ganze Geheimnis seines »Erfolges« wenn davon die Rede sein kann denn Josephus selber denkt nicht an Erfolg besteht nicht das Rätsel seines Rufes darin, dass er überhaupt nichts erreichen will?

An dieser Stelle haben wir gewiss die größten Schwierigkeiten, Josephus Famulus zu folgen. Kennt man nicht längst die Grenzen der nichtdirektiven Gesprächsmethode? Weiß man nicht aus eigener Erfahrung, dass man oft Leute, die ihr ganzes Leben lang vor sich nur weggelaufen sind, erst einmal, wie der Engel Gottes, als er Bileam den Weg versperrte (Num 22, 2235), gewissermaßen zu ihrem Glück zwingen muss, indem man ihnen mit Gewalt die Fluchtwege verstopft, den Leidensdruck bis zur Unerträglichkeit steigert, die Fassaden der Selbsttäuschung einreißt, die Forderungen der Realität gegenüber allen möglichen Verleugnungen und Verdrängungen geltend macht und sie allererst dazu hindrängen muss, ernsthaft an sich selbst zu arbeiten?

Aber selbst wenn dem so ist, selbst wenn manche Gesprächsreihen beginnen wie bei einem Angler, der den lichtscheuen Fisch, wenn er an seinem Köder angebissen hat, vorsichtig einzuholen versucht, ständig besorgt, dass ihm die Leine nicht bricht, und doch energisch genug, um den Abstand ständig zu verringern ein Menschenfischer im wortwörtlichen Sinne, selbst also, wenn wir oft stundenlang alles anders machen als Hermann Hesses Einsiedler, wenn wir uns sehr anstrengen und ins Zeug legen, wissen wir dann nicht trotz allem ganz genau, dass wir hoffentlich irgendwann einmal an jene Stelle kommen, wo es nichts mehr zu raten, vorzuschlagen, zu korrigieren, zu konfrontieren gibt und wo es nur noch darauf ankommt, in Ruhe und Geduld zu begleiten und mitzugehen? An diesem Meilenstein, das wissen wir, beginnt der eigentliche Weg, fängt unser härtestes Stück Arbeit an, da teilen wir die Strohmatten in der Hütte des Josephus Famulus, und alles wird darauf ankommen, dieses Unbegreifliche, das sich dann begibt, wenigstens in seiner Unbegreiflichkeit zu würdigen und zu beschreiben, damit es nicht am Ende gar als etwas Einfaches und Nebensächliches beiseite

getan und damit den Psychokraten das Feld überlassen wird, deren Techniken doch nur bis zu diesem Punkte taugen, wo das Eigentliche beginnt, die aber jenseits davon versagen müssen.

Wie wird das, was in den Gesprächen des Einsiedlers Josephus sich begab, wohl auf die Menschen gewirkt haben, die zu dem Heiligen kamen und von ihm erleichtert und getröstet fort gingen? Vielleicht werden sie ihrem Erstaunen und ihrer Verwunderung Ausdruck verliehen haben, dass hier einmal nur gehört wurde, nicht beurteilt, nicht verurteilt, nur aufgenommen und verstanden. Menschen werden darunter gewesen sein, die sich Zeit ihres Lebens von den abweisenden Augen der anderen verfolgt und bespitzelt fühlten und die sogar nicht umhin konnten, ein gewisses Recht in den verurteilenden Äußerungen anzuerkennen; und doch gab es keinen Weg als den der Annahme, um aus dem Getto herauszuführen. Denn man kann nicht offen sprechen, wenn man sofort Kritik und Ablehnung befürchten muss.

Solche Menschen werden erlebt haben, dass sie hier endlich einmal offen alles durchgehen konnten und, was wichtiger ist, dass sie die Frage völlig verlieren durften, wie andere mein Leben sehen, dass vielmehr jetzt allein die Frage in den Mittelpunkt rückte, wie es mit meinem Leben in Wahrheit vor Gott steht. Und hier freilich wächst die Verantwortung ins Ungemessene, aber auch das Glück der Freiheit und die Erfahrung einer neuen Geborgenheit und Sicherheit. Das Schweigen und das geduldige Hören des Einsiedlers Josephus wird den Menschen, die zu ihm kamen, den Eindruck gegeben haben, dass sie hier erst einmal da sein durften, dass sie nicht von vornherein abgelehnt waren; dass deswegen nicht auch schon alles gut war, aber dass es möglich sein müsse, völlig unabhängig von allen fremden Wertungen und äußeren Bestimmungen das innere Richtmaß kennen zu lernen, das es am Ende erlaubt, sein Leben eindeutig zu klären und gerade zu machen. Dass Menschenurteil nicht Gottesurteil ist, werden sie gemerkt haben; dass es keinen Sinn hat, auf andere sich zu verlassen, sondern dass das Eigene und Eigentliche aufzusuchen ist das werden sie in dem Schweigen des Josephus gelernt haben.

Und mit jedem Gespräch werden sie mehr von der Peripherie weg ins Zentrum gelangt sein, zu sich selbst, zu den eigentlichen Fragen.

Indem Josephus sie nicht lobte für ihre sog. Tugenden, werden sie fähig geworden sein, das Krampfhaftes an ihrem guten Willen abzulegen und die Edelmütigkeit nicht zum Selbstbetrug zu gebrauchen; da werden sie gelernt haben, dass es nicht mehr nötig sei, ins 5. Stockwerk zu fliehen aus Furcht, dass im Keller ein Ungeheuer hause.

Und indem Josephus sie nicht tadelte für ihre sog. Laster, werden sie in den Stand gesetzt worden sein, das Gute zu sehen, das sie in Wahrheit wollten, als sie das Böse taten, das Berechtigte und oft Lebensnotwendige, das gerade in den leidenschaftlichsten Verbrechen am greifbarsten schien und doch in der verfehlten Tat weiter denn je entschwand.

Weil sie das Gute an ihrem Bösen und das Böse an ihrem Guten erkannten, wird alles mehr in die Mitte geraten sein, wird es einheitlicher, geschlossener, ruhiger, unzerrissener und weniger widersprüchlich geworden sein; der Spiegel setzte sich zusammen, der fähig war, das eigentlich in ihnen angelegte Bildnis aufzunehmen und zurückzugeben.

Und Josephus selbst was wird er gedacht haben, wenn er all das Verworrene, das zunächst Zusammenhanglose, das oft Blasphemische, Verstockte, Verzweifelte vor sich sah und selber keine Lösung wusste? Man wird ja voraussetzen können, dass er selbst von außen nicht etwa besser, sondern weniger sich zutraute zu wissen, was nun für den anderen richtig sei; jedenfalls hätte Hermann Hesse uns sonst doch irgend eine Mitteilung über seine Traumgestalt hinterlassen, dass Josephus des Öfteren mit Rat und Weisung eingeschritten wäre; aber so schildert er es gerade nicht; er betont ausdrücklich, dass Josephus nur sehr selten einem seiner Bittsteller und Beichtkinder gesagt habe, er müsse jetzt so handeln oder so. Offenbar wollte Josephus das gerade nicht, eben weil es nicht seines Amtes war und weil er denken konnte, es werde bei den Leuten, die zu ihm kamen, an guten und schlechten Ratschlägen in all den Jahren zuvor wohl nicht gefehlt haben; wenn aber alle Ratschläge bisher gleichwohl ungehört geblieben seien, so werde dies schon seine Gründe haben, die niemand werde besser wissen können als der Betreffende selber.

So scheint Josephus nicht einmal ausdrücklich von Gott gesprochen zu haben, obwohl für ihn Gott doch offenkundig in allem, was gesagt wurde, gegenwärtig und wirksam war und keinen Augenblick lang ein Zweifel darüber möglich sein konnte, dass jedes Wort, das gesagt wurde, in Gottes Ohr gesprochen war.

Überhaupt denke ich mir die Gestalt dieses Einsiedlers Josephus Famulus, wie Hesse sie uns schildert, sehr in Ähnlichkeit zu jenem biblischen Vorbild des ägyptischen Josef, der gleichfalls der Phantasie entstammte und einer Zeit zugehörte, die sich selbst und ihren Glauben an Gott von allen Seiten in Frage gestellt sah.

Zerbrochen war damals der Glaube an den Gott, der sein Volk durch die Abgründe der Geschichte geleitet, geschwunden war das Vertrauen auf die Deuter der Zeitläufe und Völkerschicksale. Da ersann man diese Geschichte von Josef, dem 12. der Söhne Jakobs, der ein Träumer war und nie davon abließ, eine bestimmte Vorstellung von sich herumzutragen, was er vor Gott sein müsste, so wie das ganze auserwählte Volk dereinst. Diese Idee, dass gerade er zu etwas Besonderem bestimmt sei, machte Josef bei seinen Mitbrüdern, wie man weiß, sehr verhasst, und statt zu den erträumten Höhen aufzusteigen, fiel er zunächst ganz in die Tiefe: verstoßen, verkauft, abhängig und sich selbst entfremdet, wieder zu Ansehen gelangt, aber durch Verleumdung mit einem Mal dem Tode nahe ein Leben kurzum, voller Tragik und Dunkelheit, voller Glanz und Größe. Dieser Mann Joseph, mit all seinem Leid und all seinen Enttäuschungen, versichert uns die Bibel, wurde fähig, Träume, eigene wie fremde, zu verstehen und zu deuten; und diese Fähigkeit des Träumedeutens machte ihn schließlich zum Retter des eigenen wie des fremden Volkes.

Die Bibel erzählt diese Geschichte, ohne irgendwelche Hinweise auf Gott zu geben, und doch spürt man an jeder Stelle die Ansicht des Erzählers heraus, dass durch das ganze Leben des Verbannten und Geretteten, des Verkaufenen und Verleumdeten, des Träumekundigen und Realistischen, sich ein roter Faden hindurch zieht, ein sinnvolles Konzept, innerhalb dessen sich eins zum anderen fügt und nichts fehlen darf, um als Ganzes eine Absicht zu verwirklichen, die keiner von den Menschen besser, verständiger, behutsamer und großartiger, als sie es dann tatsächlich war, hätte ersinnen können, und dass es nur darauf ankommt, diesen roten Faden der eigenen Bestimmung zu erkennen und aufzugreifen, nicht ihn zu machen, nur zu finden — und darin Gottes Plan zu tun.

Vielleicht hat Hermann Hesse sich seinen Josephus Famulus auf diese Art gedacht: dass er fest daran glaubte, es werde im Leben eines jeden Menschen einen solchen geheimen Plan geben, den niemand von außen wissen und zurechtknüpfen könne, den aber der Einzelne in sich selbst zu erfassen vermöge, und das Beste, was von außen zu machen sei, bestehe darin, nichts zu machen, es sei denn, ein Klima zu schaffen, wo alles Tun zur Ruhe kommt und sich am Grunde die Spuren des Wegs abzeichnen, den Gott mit uns hat gehen wollen; dass man kein Recht hat, diesen Weg vorweg zu planen und von außen zu dirigieren, sondern dass es nur gut ist, zuzuwarten und zu hören, was jene Stimme des unhörbaren Schweigens durch das Leben eines anderen Menschen spricht. Vielleicht hat er auch gedacht, dass man schon deshalb nicht berechtigt sei, irgend etwas für unmöglich oder ganz und gar verdammungswürdig zu erklären, weil er doch wusste, dass Gott auf krummen Wegen grade schreibt und dass es keine Schuld gibt, die nicht von Gott in etwas Gutes umgewandelt werden könnte. Wie vermöchte er da zu wissen, was Gott will und welchen Lebensweg ein anderer gehen muss?

Nur, wieviel Mut gehört dazu und wieviel Glaube, so zu denken! Bewusst sage ich Glaube! Denn ohne dieses grenzenlose Vertrauen auf die geheime Führung Gottes in einem jeden Menschenleben, das sich ernsthaft um die Wahrheit müht, ohne diese feste Zuversicht, dass in einem jeden Menschen so etwas wie eine innere Lebenslinie existiert, eine Art wesentlicher Zielgestalt, die nicht zu konstruieren, sondern nur zu finden oder zu verfehlen ist, ohne diese unerschütterliche Überzeugung davon, dass trotz aller Wechselfälle im Leben eines Menschen eine Grundrichtung vorgegeben ist, nach der alle äußeren Ereignisse begrüßt, abgelehnt, eingebaut oder ausgeschieden werden — ohne einen solchen Glauben, sage ich, würde es nicht möglich sein, dem mitleidigen Zynismus zu entgehen, der feststellt, dass jemand eben tapfer gekämpft oder Glück resp. Pech gehabt hat; nie aber würde man fähig werden, in all den turbulenten Schilderungen eines fremden Lebens auf die Offenbarung des Sinns, auf die Verwandlung des Durchlittenen zu warten.

Gerade darum aber wird es doch in den Gesprächen mit Josephus Famulus gegangen sein: dass ein Raum frei wurde, in dem es möglich war, sich selber wahrhaft zu begegnen und dabei eines Bildes ansichtig zu werden, das wie ein vorgegebener Entwurf, wie eine Grundformel einen Zusammenhang in alles bringen und zeigen konnte, wofür dies alles, an Mühen und an Schuld, an Glück und Opfer gut war.

Mit welchem Worte will man dieses Innerste, das man bei dem Einsiedler Josephus lernen konnte, bezeichnen? Ich weiß kein besseres als das verstaubte Wort: Haus der Gnade.

Was man erfuhr, wenn man die Rohrhütte des Gottesmannes betrat, war ohne Zweifel, dass man leben durfte, klarer und entschiedener als jemals zuvor, dass sich hier ein Feld öffnete, wo man nicht erst eine Reihe von Bedingungen erfüllen musste, um akzeptiert zu werden, sondern wo man einmal sein durfte, ohne wer weiß was erst machen zu müssen.

Erst dieses Gefühl, vorbehaltlos gelten gelassen zu werden, Geltung und Achtung zu finden, trotz all des offenkundig Mangelhaften, ermöglichte es, die Verkrampfungen und Bemühungen um eine falsche Geltung, die zu raschen, trotzigem Identifikationen mit den negativen Seiten in sich selber aufzugeben und ihnen mutig entgegenzutreten.

Diese Vorbehaltlosigkeit eines ruhigen Seindürfens muss ätzender gewirkt haben als jede noch so heftige Kritik und eine noch so ungestüme Kaskade von Vorwürfen. Denn betroffen wird man gespürt haben, was alles man an Unechtem und Gekünsteltem ablegen kann, ohne dabei auch nur das Geringste zu verlieren, was alles an Kampf und an Gelaufe auf den Zehenspitzen einfach überflüssig wird, was man letztendlich nicht mehr braucht und Gott sei Dank als Ballast abwerfen kann.

Und umgekehrt wird man den Mut erlangt haben, sich zu den verborgenen und unscheinbaren Zügen seines Wesens zu bekennen, weil man doch merkte, wieviel Schönheit an den Bachufern des dahin geschmolzenen Stolzes würde blühen können.

Das wird das Eigenartigste in den Gesprächen mit Josephus Famulus gewesen sein: dass man in einem ruhigen Klima der Gnade, dieses unbedingten Ja zum eigenen Leben und zum eigenen Wesen, seine Selbstachtung nicht mehr darin zu suchen brauchte, aus Lastern Tugenden zu machen und das offensichtlich Falsche als seinen eigenen Wert zu reklamieren, nur in Verzweiflung darüber, sich dem wahren Maß nicht annähern oder daran sein Genügen finden zu können; und umgekehrt:

dass man keinen Grund mehr sah, eine Schwäche zu verleugnen oder einen Fehler zu verbergen; man vermochte sich zu seiner eigenen Wirklichkeit mehr und mehr zu bekennen; und eben daran, seinem eigenen Wesen zu entsprechen, so sein zu können, als wie Gott es wollte und geschaffen hatte, fand man eine ganz neue tiefe Freude.

Sogar die Schicksalsschläge, von denen jeder doch auf seine Weise genügsam mit in die Einsiedelei des Heiligen zu tragen hatte, werden eine andere Gestalt gewonnen haben. Waren sie bis dahin nur als Einbrüche und Verhängnisse, als Zumutungen eines unverständlichen und grausamen Schicksals erschienen, so mochten sie nun als etwas erscheinen, das gerade so hatte kommen müssen und jetzt gar nicht mehr aus der eigenen Biographie wegzudenken war.

Klebte zuvor alles Interesse rückwärts an diesem einen Punkt, wo das Furchtbare hereingestürzt war, so konnte man es nunmehr als zugehörig zum eigenen Leben anerkennen und den Blick freibekommen für die Zukunft.

Hatte man sich all die Zeit für seine Vergangenheit gemeint schämen zu müssen, so trat jetzt doch immer mehr zutage, wieviel an Gutem, Wertvollem, ja Schönerem gerade aus den Deformationen, Leiden und Belastungen von damals hervorgegangen war.

Für Josephus Famulus mag dies der schönste Anblick gewesen sein: zu sehen, wie unter dem ruhigen Wirken der gnädigen Hände Gottes das Verschüttete befreit, das Ausgewucherte beseitigt, vor allem aber: das bisher nur als schmerzhaft Empfundene verwandelt und verklärt, ja auferweckt wurde zu neuem Leben; zu erfahren, wie leicht das Joch des Herrn wird, wenn man gelernt hat, sein Kreuz, ein jeder das Kreuz seines Lebens, nicht mehr abzulehnen, sondern zu bejahen, und wie zugleich mit der Verwandlung der Vergangenheit die Angst auch vor den Schrecknissen der Zukunft dahin schwand: auch Krankheit, Einsamkeit und Tod, die unabwendbaren Beschwerden des Alters, verloren ihre Dämonie und wurden etwas Relatives, wenn das Leben als Ganzes bejaht und gewollt wurde.

Dies muss das wunderbarste Erlebnis des Josephus gewesen sein, dass am Ende alles viel mehr im Einklang, ruhiger, angstfreier, vertrauensvoller und, was das Wichtigste war, dankbarer wurde.

Die kleinen Wände werden sich geweitet haben ins Grenzenlose und Umgreifende, in ein gemeinsames Vernehmen der ewigen Gesetze des Alls und der leisen Sprache der Kreaturen, dass alles eins schien und nichts mehr ausgenommen war von Gottes Schöpfermacht und Gnade.

So wird man es wohl verstehen müssen, dass Josephus Famulus am Ende eines jeden Gesprächs mit seinem Partner das Vaterunser betete und ihn mit einem Kuss entließ. Denn gemeinsam erfuhren sie in dem Gespräch etwas davon, dass Gott das Wort in Menschengestalt sein kann.

Immer mehr wird ja Josephus Famulus gespürt haben, wie er selber zurücktreten konnte, um das Terrain einem Werden zu überlassen, das wie von selbst aus dem Inneren des anderen herauszutreten schien und doch vor aller Zeit schon angefangen haben musste, das um so reiner und unverfälschter sich realisierte, je weniger er selbst sich eindrängte und störte, und das auch ihn selber zutiefst verwandelte.

Nicht nur, dass es auf ihn selbst nicht ohne Eindruck bleiben konnte, wenn er Zeuge wurde, durch welche Kämpfe der Aufrichtigkeit und der inneren Auseinandersetzung hindurch ein anderer Mensch in die Mitte seines Selbst trat, um dort seinem Gott zu begegnen; nicht nur, dass er selbst sich zutiefst geschämt haben mag, wenn er gewahr wurde, wie jemand mit den Fehlern rang und sie besiegte, denen er selbst so oft im Leben erlegen war insbesondere wird in ihm selbst das Vertrauen in die geheime Führung Gottes immer tiefer geworden sein; immer ruhiger wird er sich selbst den unmerklich formenden Händen Gottes habe überlassen können in dem reifenden Bewusstsein, dass er, Josephus Famulus, zwar nicht auch nur die nächste Bewegung seines eigenen Lebens, geschweige die eines Anderen werde voraussehen können, dass es aber auch gar nicht nötig sei, die Zukunft vorher zu wissen, dass es genüge, sie aus den Händen Gottes zu empfangen und darauf zu vertrauen, dass Gott sich selber treu sein und nichts senden werde, das seinen eigenen Plänen widerstreite.

Das gemeinsame Vaterunser am Ende eines jeden Gesprächs sollte wohl ausdrücken, dass beide, der Hilfesuchende genauso wie Josephus selbst, gemeinsam ein Stück mehr gelernt hatten von der Güte Gottes, die jedem Geschöpf zukommt, und dass es für sie beide jetzt nicht mehr so sehr etwas zu tun oder zu planen gab, sondern nur vielmehr etwas anzubeten und gemeinsam zu verehren und für alle Menschen herbeizusehnen.

Für den Gesprächsuchenden wird es mehr und mehr zur Gewissheit geworden sein, dass alles, was er erlebt hatte, nicht von Josephus Knecht, noch weniger indessen von ihm selbst bewirkt sein konnte, dass vielmehr etwas, das immer schon geschlummert habe, nun endlich zur Entfaltung gekommen sei. Und des Josephus Eindruck muss es gewesen sein, dass alles um so besser werde, je mehr er selbst zurücktrete, bis dass schließlich alles, was wahr und gut in einem Menschen bereitlag, weder von der äußeren Zustimmung des Gesprächspartners noch von der Willkür des eigenen Gutdünkens abhängig war, sondern lediglich als etwas eigentlich immer schon Vorhandenes auch für den äußeren Betrachter augenfällig wurde.

Dieses allmählich wachsende Zurücktreten, dieses Heranreifen der Gnade, dieser allmählich sich komponierende Lobgesang Gottes in einem winzigen Abriss seiner Schöpfung, auf dem doch Wichtigkeit genug ruht, dass Gott es ansieht für die Dauer eines flüchtigen Gesprächs, dieses Gefühl, wie wunderbar es sein kann, Gottes Werkzeug, Gottes Famulus zu sein, und eben nur zu sein, nichts mehr zu machen, sondern nur noch da zu sein, das wird Josephus so von Dankbarkeit erfüllt haben, dass er am liebsten alle Welt hätte umarmen mögen, am meisten freilich denjenigen, der kam, um sich bei ihm Hilfe zu holen, der aber, ohne es zu wissen, mit seinen leeren Händen dem Josephus einen Frieden schenkte, den er selber nicht besaß und den er wiederum von Josephus Famulus zurück empfing, obwohl doch dieser seinerseits nicht hätte wissen können, wie er dazu fähig wäre.

Ich habe nur Gedanken vorgetragen, die mir beim Lesen von zwei Seiten aus Hermann Hesses »Glasperlenspiel« kamen. Ich habe mich darauf beschränkt, Ihnen eine Phantasiegestalt nahe zu bringen, weil jedes Reden von der Wirklichkeit in diesen Grenzbereichen menschlichen Tuns, jedes Sprechen von »So ist es« einen unguuten Zwang auslöst und soviel sagt wie: »So soll's sein.« Ich wollte aber, dass wir einmal die Idealität selbst besprächen, ohne dass wir durch die Abwehr von geheimen Schuldgefühlen, Selbstvorwürfen, von jedenfalls nur neuen Forderungen daran gehindert wären, sie als im Grunde wahr anzuerkennen.

Weil Dichtung die vielleicht einzige Form ist, etwas Wahres ohne Zwang zu sagen, deshalb wollte ich es dabei belassen, ein Stück Dichtung auszulegen.

Und auch deshalb, weil in der Wirklichkeit, in der wir leben, das seelsorgliche und das psychotherapeutische Bemühen als etwas grundverschiedenes in Erscheinung treten, wollte ich in den Worten eines Dichters der Ansicht Platz verschaffen, dass sie im Grunde ein und dasselbe sind, weil es nicht möglich ist zu heilen, ohne Sinn zu finden, weil man den Sinn nur findet im Vertrauen zu der Wirklichkeit eines schon immer Sinnenden und Planenden, weil man der Wirklichkeit des Sinns nur dann Raum geben kann, wenn man selber zurücktritt und das innere Gespräch vernimmt, das die Seele eines anderen mit ihrem Gott beginnt, wenn man die Angst des Warnens und des Einschreitens verliert und sich von der Gewissheit tragen lässt, dass alles sich zum Guten lenken werde und weil es schließlich und vor allem gar nicht möglich ist, sich selbst zu finden, ohne dankbar zu werden für die Gnade, da zu sein und so zu sein, die kein Mensch schenken kann, weil alles Lebende von ihr umfassen ist.